

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 14

Artikel: Manana
Autor: Hasenfratz, Doris
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

besah ich die bunten Eier, aber da fiel mir wieder der Hund ein. Ich fegte davon. Draussen begann ich wieder zu rufen: «Bello, de, de, de!» Aber nirgends war mein Freund zu sehen. Eben versank die Sonne hinter der blauen Jurawand und vergoldete unsere Scheune. Wie gebannt starrte ich in die Lichtflut.

Da öffnete der Vater das Scheunentor und trat mit stillem Gesicht heraus. Eine Träne glänzte ihm an der Wimper.

«Komm, Kleines, ich will dir etwas zeigen», sagte er leise. Er führte mich in die Tenne, und da lag Bello auf ein paar zusammengeflochtenen Tannästen. Der Buschen Gänseblümlein hing ihm welk und tot im Halsband . . .

«Nun kann Bello nicht mehr mit dir herum-springen, Seppentonis Tanne hat ihn erschlagen . . .» Mit der einen Hand strich er mir sanft übers Haar, mit der andern griff er nach der Schaufel . . .

Da wusste ich, was der Vater jetzt tun wollte, stürzte weinend ins Haus und barg meinen Kopf tief in Mutters Schürze.

Als ich am andern Morgen aufwachte, schim-

berte der helle Morgen durch die Läden. Wind-verwehrte Glockentöne drangen zu mir. Ostertag! Glückselig sprang ich aus dem Bett. Aber da erwachte plötzlich die Erinnerung an das traurige Erlebnis. Ich kroch zurück ins Bett und drehte mich zur Wand —.

Aber da stand die Mutter im schwarzen Feierkleid an meinem Bett, mein Sonntagsröcklein über dem Arm: «Aufstehen Höcklein! Und ins Röcklein, sonst zieh ich am Löcklein!» scherzte sie, «nach der Predigt gehen wir an den Wachtelrain und suchen die ersten Veilchen . . .» Das half. Ich schlüpfte in meine Kleider.

Bevor aber Vater und Mutter heimkehrten, schlich ich mich hinaus in die Hofstatt und suchte jeden Fleck ab. Endlich, in der äussersten Ecke, unter dem mächtig schattenden Dornbirnbaum, sah ich eine sanfte Wölbung, sah, wie der Rasenteppich gelöst, aber wieder festgetreten war.

Also hier war es! Der Vater hatte ihm ein schönes Plätzlein gesucht . . .

Ich ging ins Haus, nahm aus der Schüssel die weissen Blümlein, die ich dem Osterhasen hatte schenken wollen, und trug sie auf Bellos Grab.

Manana

Von Doris Hasenfratz

«Fern im Süd, das schöne Spanien», zog auch in diesem Jahr die Touristen zu Tausenden an. An den Grenzstationen hörte man alle Sprachen durcheinanderschwirren, Schweizerdeutsch und Französisch dürften führend gewesen sein, aber auch schwedische Wörter schallten häufig durch die Luft.

Viele haben pflichtbeflissen vorher spanisch gelernt. Tausend Worte Spanisch, und ihr erlebt, dass ihr in Barcelona nichts versteht, denn dort wird katalanisch gesprochen. Auf Mallorca ergeht es einem nicht viel besser, denn die dortige Sprache ist mallorkinisch, was gleichfalls unverständlich ist. Kommt aber ein Bündner nach Ibiza — oh Wunder: die Insulaner reden ibizenkisch, er romanisch, und sie verstehen sich ausgezeichnet.

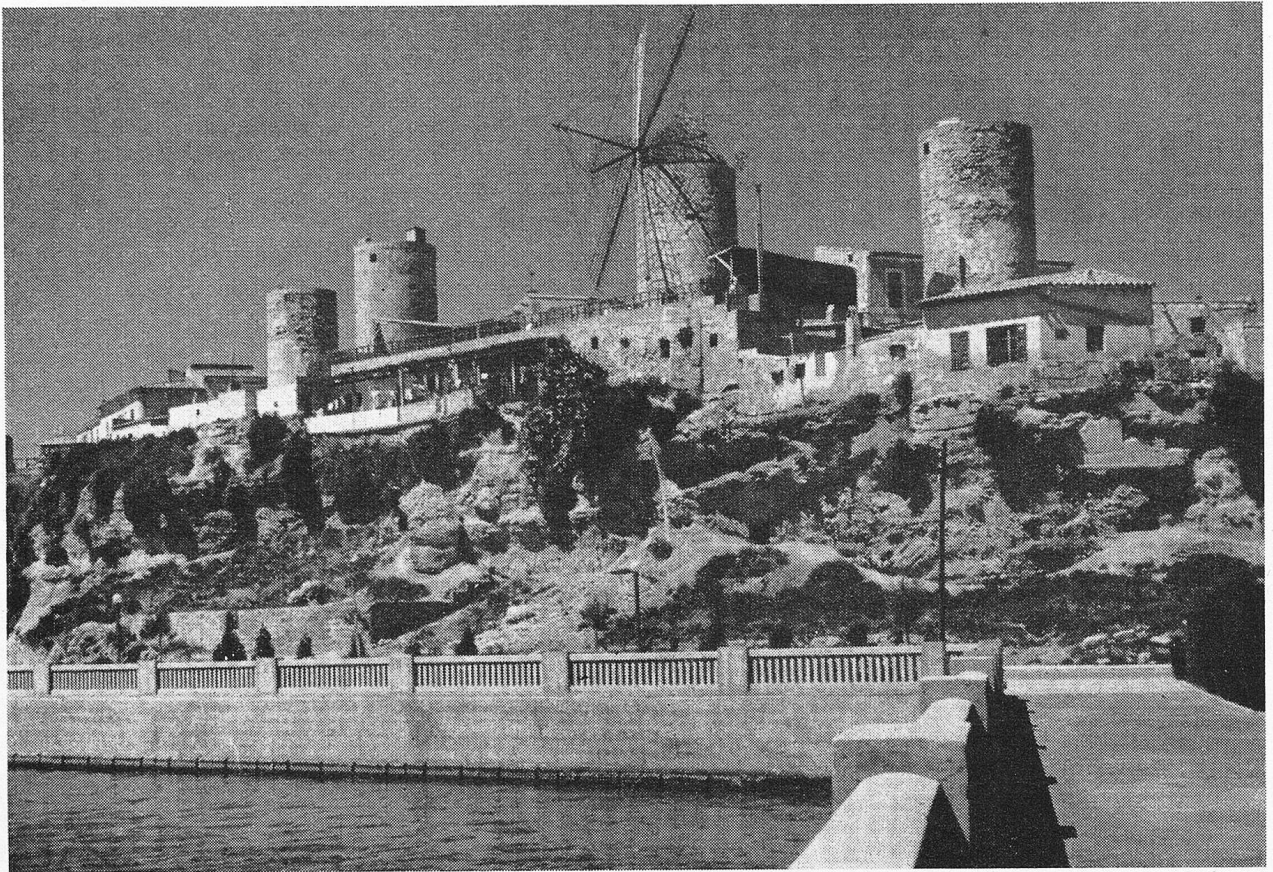
Als ich eines Tages auf der Mole von Ibiza sass, an der die Fischerboote mit reicher Fracht beladen vorbeifuhren, die unregelmässigen spanischen Verben — ach, es gibt derer gar so viele — lernend,

gesellte sich ein Schweizer zu mir: «Warum mühen Sie sich so ab?» fragte er mitleidig. «Sehen Sie lieber den Möven zu, wie sie im Fluge die Fische fangen. In früheren Jahren lebte ich im Tessin und hängte an jedes Wort ein a; man verstand mich ausgezeichnet. Die Spanier haben es mit dem a, wenn Sie alles auf alles auf a enden lassen, werden Sie keine Schwierigkeiten haben.»

Mit dem a hat es insofern seine Richtigkeit, als das wichtigste spanische Wort, das man wissen muss, mit einem a endet: mañana.

«Mañana werde ich mit dem Anbau beginnen», sagte der Maurer Pedro zu mir. Mein Nachbar, ein Kaufmann aus Barcelona, hatte mich gebeten, die Bauarbeiten an seinem Hause während seiner Abwesenheit zu überwachen. — Pedro hatte einen genauen Plan.

«Sie wissen, was der Señor will?» fragte ich ihn. «Oh ja, ganz genau, er hat mir alles erklärt. Mañana fange ich an.»



Windmühlen auf Palma de Mallorca

Photo: E. Oberhänsli

Es verging eine Woche nach der anderen, ohne dass das Geringste geschah. Schliesslich gebrauchte ich eine List.

«Der Señor hat geschrieben, dass er in vierzehn Tagen kommen wird», sagte ich ihm, als er wiederum mañana mit der Arbeit nicht begonnen hatte.

«O, wie schön!» rief Pedro, «dann fange ich mañana nicht zu arbeiten an, sondern warte bis er da ist.»

Mañana dachte wohl jener Schweizer, der von Optimismus erfüllt jeden Abend seine Schuhe vor die Zimmertüre seines Hotels stellte. Mañana könnten sie doch wohl geputzt sein — aber jeden Morgen waren sie genau so staubig wie am Tage zuvor. Schliesslich dauerte mich mein enttäuschter Landsmann und ich legte ihm einen Zettel in die Schuhe:

«Mañana lassen Sie sich Ihre Schuhe auf der Strasse putzen!»

Denn niemand in Spanien putzt einem die Schuhe als der auf der Strasse stationierte Schuhputzer — *limpia botta* (achten Sie bitte auf die beiden a) — sind wahre Künstler in ihrem Fach. Die Schuhe, und auch die ältesten, werden durch mannigfache Manipulationen, die wie eine festliche Handlung zubereitet werden, spiegelblank.

«Mañana kann ich 25 Peseten in der Lotterie gewinnen», erzählte mir mein Mädchen Veronika. Sie zeigte mir stolz ihr Los. Jeden Tag wird ein Gewinn von 25 Peseten gezogen. Die Blinden der Stadt verkaufen die Lose für 50 Centimos und vor dem Schuhgeschäft steht mit roter Kreide auf der schwarzen Tafel geschrieben: *Los mejores calvados* (die besten Schuhe) und es folgen die Nummern, die gewonnen haben.

Oft begegnet man Leuten, die ein Tablett vor sich tragen, auf dem malerisch Koteletten, Kuchen, eine Wurst, ein Stück Stoff, ein Kopftuch, ein

Paar Strümpfe oder ähnliche Herrlichkeiten prangen. An einem grossen Bogen hängen viereckige Bildchen, das sind die Lose. Eines nimmt der Käufer, das andere bleibt in den Händen des Verkäufers. Da es noch viele Leute auf der Insel gibt, die weder lesen noch schreiben können, hat sich dieses Verkaufssystem — gewissermassen eine Art Bilderlotto — sehr bewährt. Die Ziehung findet unter Aufsicht des Polizisten statt. Er tut die Lose in seine Mütze, schüttelt sie durcheinander und zieht die Gewinnbringenden heraus. Mañana kann ich etwas von den gezeigten Dingen gewinnen.

Mañana kann aber auch der Bauer sein Hab und Gut, ja seinen Hof verspielt haben, denn die Bauern Ibizas sind vom Spielteufel besessen. Es gibt verborgene Spielhöhlen — auch sie enden auf ein a und heissen Casa Santa (heiliges Haus). Sie sind nur Eingeweihten bekannt. Nächte hindurch wird dort gespielt, und manch ein Arbeiter bringt

mañana keinen Rappen von seinem Lohn mehr nach Hause. Die Frauen daheim machen Heimarbeit, gehen waschen und putzen und warten, dass mañana der Mann doch seinen Lohn nach Hause bringe.

Mañana ist das Schicksalswort für das ganze Land, das im Gestern lebt und den Anschluss an das Heute noch nicht gefunden hat, das trotz Auto und Radio den Begriff von Zeit und Geld nicht kennt und vor dessen Grenzen das Wesen der ökonomischen Gesetze Westeuropas Halt gemacht hat. Ein Land, in dem heute noch Schiffsladungen mit Strohkörben ausgeleert werden und der Teer beim Strassenbau aus Giesskannen gegossen wird. Ein Land, in dem sich die Menschen bekreuzigen, bevor der Eisenbahnzug, ein Autobus oder ein Fahrstuhl sich in Bewegung setzen und in dem trotzdem jeder einzelne vom Mañana einer Morgenröte träumt.

Das unverständene Kind

Von Jakob Stebler

Es beginnt in der Regel schon im frühesten Lebensalter, wie das Unverständensein ja überhaupt keine Besonderheit eines gewissen Reifezustandes bedeutet; man möchte fast sagen: im Gegenteil. Aber das wäre boshaft.

Also schon der Säugling verspürt am eigenen Leib bitter die Verständnislosigkeit der Welt seinen seelischen und andern Nöten gegenüber. Schreit er, dass sich die Balken biegen, so rennt besagte engere Umwelt pflichtschuldigst herbei, um ihm einen Lutscher in den Mund zu stopfen, ohne sich erst darüber zu vergewissern, ob die Quelle des Uebels nicht am entgegengesetzten Körperende zu suchen sei, wie es doch sozusagen bei allen standesbewussten Säuglingen der Fall zu sein pflegt. Oder aber untersucht sie zuerst seine südlicheren Windelregionen auf das Vorhandensein allfälliger verdächtiger Feuchtigkeit, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass der schreiende Ausdruck seiner Seelennot mehr einem Unbehagen der oberen Körperextremitäten entspricht, und statt raschestens die Nahrungsmittelzufuhr zu organisieren, setzt diese laienhafteste aller Mitwelten die ortsüblichen Verlegenheitsmittel in Gang: man wird geschaukelt, man kriegt sein altmodisches Wiegen-

lied vorgesungen, in ganz schwerwiegenden Fällen soll einen ein Klaps auf den Allerwertesten zum Verstummen bringen; alle erdenklichen Hausmittel werden angewendet, um den Säugling erkennen zu lassen: ich bin und bleibe unverständlich! Habt ihr schon eine Ahnung, ihr Menschen von gestern, wo mich der vorläufig noch nichtvorhandene Schuh drückt?

Aber das ist ja alles bloss die erste harmlose Phase des Nichtverständenseins. Ernst, je gewissermassen tragisch wird die Sache erst, wenn das erwähnte Menschlein dem Ende seines ersten Jahrzehntes zugeht, und für seine Erzieher alljährlich die Frage nach dem zweckentsprechenden Weihnachtsgeschenk wiederkehrt. Früher, im Zeitalter der Unkompliziertheit des Kindes, war die Frage noch verhältnismässig einfach zu lösen. Die Mädchen kriegten ihre Puppe mit allen mehr oder weniger zeitgemässen Schikanen, die Knaben genehmigten ihren Steinbalkkasten oder ihr Schaukelpferd, ihr Luftgewehr oder das brave und langweilige Buch für die halbreifere Jugend, und männiglich fand nach erfolgreicher Demolierung der betreffenden Geschenke, dass diese vollauf befriedigt hätten und dass der elterliche Geschmack eigentlich ganz disputabel gewesen sei.